

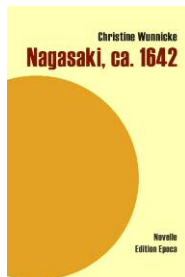
LITERATUR

Liebe auf Japanesisch

Nichts außer dem Titel ist spröde an dem Buch, das „Nagasaki, ca. 1642“ heißt, denn es erzählt eine sehr farbige, abenteuerliche, ja unglaubliche Geschichte, die sich zu jener Zeit an jenem Ort abgespielt haben soll: die Geschichte der überwältigenden Leidenschaft, mit der ein junger Seemann namens Abel van Rheenen aus Rotterdam und der alte japanische Kriegsheld Seki Keijiro aufeinanderstießen.

An der künstlichen Insel Dejima vor Nagasaki, dem Handelsposten der niederländischen Ostindien-Kompanie, hat der Dreimaster „Middelburg“ angelegt. Abel, ein Bur-sche von „luftigem Temperament“, doch so sprachbegabt, dass er sich schon unterwegs die Grundbegriffe des „Japanesischen“ beigebracht hat, ist als Dolmetscher zuständig für die Palaver mit dem feindseligen Hafenkommandeur Seki, und die beiden finden irritierenderweise Gefallen aneinander. Höhepunkt der Handelskontakte ist eine Einladung der „orandesischen“ Schiffsoffiziere ins feinste Teehaus der Stadt. Nachdem geklärt ist, „wie zum Teufel man sie ausspellt“, wird die „Hurerei“ mit den porzellanartigen Damen bemerkenswert wild und wüst.

Die Münchner Schriftstellerin Christine Wunnicke, 43, ist eine verzaubernde, aber auch unbekümmert unmodische Romanautorin, deshalb hat sie längst nicht das Publikum gefunden, das ihre delikate Erzählkunst verdiente. Mal spürt sie als Biografin einem italienischen Kastraten am Zarenhof nach, dann wieder erfindet sie die Vita eines exaltierten britischen Romantikers oder wagt einen Ausflug in Popmusik- und Internet-Regionen – immer verblüffend gebildet und zugleich verblüffend verspielt. Die kühne, raffinierte Novelle „Nagasaki, ca. 1642“, Wunnickes erster literarischer Schritt in den fernen Osten, handelt von der Unmöglichkeit, im Hin und Her zwischen zwei Sprachen und zwei Welten das richtige Wort für Liebe zu finden. Denn dieses für Abel und Seki unmögliche Wort müsste sich auf Krieg und Tod reimen.



Christine Wunnicke: „Nagasaki, ca. 1642“. Edition Epoca, Zürich; 112 Seiten; 16,50 Euro.

FERNSEHEN

„In mir ist kein Gott“

Sie bekam den Friedensnobelpreis, Sie schritt an der Seite des Papstes, sie wurde wie eine Heilige verehrt. Doch die aus Albanien stammende Mutter Teresa, die 1997 in Kalkutta starb und deren 100. Geburtstag am Donnerstag dieser Woche ansteht, litt unter schweren Glaubensanfechtungen. Unter dem Titel „Mutter Teresa – Heilige der Dunkelheit“ geht der Film von Maria Magdalena Koller (Sonntag, 10.15 Uhr, ZDF) der Frage nach, warum die rastlose Nonne ihrem geistlichen Begleiter, dem Jesuitenpater Joseph Neuner, Sätze schrieb wie: „In mir ist kein Gott“ und „Er will mich nicht“. Um es gleich zu sagen: Das Rätsel löst die Autorin nicht. Eine zur Klärung hinzugezogene Psychiaterin deutet den vor der Öffentlichkeit geheimgehaltenen zeitweiligen Glaubensverlust als Burn-out-Phänomen.



Mutter Teresa

Anderen Beobachtern fällt Mutter Teresas starke Fixierung auf das Leiden auf, das für die moderne Heilige den einzigen Weg zu Jesus darstellt. So wären ihre inneren Nöte die zusätzliche Leiden schaffende Selbstbestrafung einer extrem Frommen. Wie auch immer – dem Film gelingt es, die historischen Bilder mit den Auftritten der Missionarin an der Elendsfront neu zu sehen, als einen Akt ebenso unheimlicher wie grandioser irdischer Selbstdisziplin.

DOKUMENTATIONEN

„Wie in einer Gebärmutter“



Der Amerikaner Kelly Slater, 38, erfolgreichster Surfer aller Zeiten, über den neuen Kinofilm „The Ultimate Wave Tahiti 3D“

SPIEGEL: Mr. Slater, in der Kino-Dokumentation „The Ultimate Wave Tahiti 3D“ begeben Sie sich mit der tahitanischen Surf-Legende Raimana Van Bastolaer auf die Suche nach der perfekten Welle. Wozu braucht der Film noch Exkurse in Naturwissenschaft, Geschichte und Kultur?

Slater: Der Film richtet sich nicht nur speziell an Surf-Fans. Er erklärt, wie Wellen entstehen, Inseln wachsen, gibt Einblick in die Geschichte und Kultur Tahitis und die Gefährdung der Ozeane. Meine Aufgabe war es, die besten

und schönsten Wellen zu finden und für spektakuläre Surf-Bilder in 3 D zu sorgen.

SPIEGEL: Wie sieht die perfekte Welle aus?

Slater: Das ist Geschmackssache. Ich mag Wellen, die eine lange Röhre bilden, es müssen nicht die allergrößten sein, fünf, sechs Meter ist in Ordnung.

SPIEGEL: Wie fühlt es sich an, im Inneren dieser Röhre zu sein?

Slater: Manche sagen, wie in einer Gebärmutter. Man ist völlig umschlossen, in einer eigenen Welt. Die Zeit vergeht langsamer. Es klingt absurd, aber da alles so schnell geschieht, verschärft und verengt sich die Wahrnehmung, man ist im Einklang mit der Welle, erlebt alles wie in Zeitlupe.